bin als Fräulein von Droste ...“ Er beißt sich auf die Lippen und beendet den Satz nicht. Erst jetzt merkt er, was er eben ausgesprochen, welche Kluft er aufgerissen hat.

„Ich bin wirklich müde“, sagt Annette mit verkrampftem Lächeln. „Der Tag hat doch viele Spannungen gebracht. Gute Nacht, liebe Schwester, gute Nacht, Schwager. Gute Nacht, Herr Schücking!“

Auch er verbeugt sich und nimmt nochmals ihre Hand: „Verzeihen Sie mir ... ich muß mich erst daran gewöhnen, ein junger Taps zu sein und von Ihnen Herzensbildung zu lernen ...“

Die Droste blickt wägend und warm zugleich in seine ehrgeizigen und auch jetzt noch etwas kühl funkelnden Augen. „Ich sollte Ihnen etwas zu vergeben haben? Nein, Schücking ... Ich hatte heute ganz vergessen, daß ich eine kranke Frau bin. Aber ehe mein Leben zu Ende geht, muß ich gelernt haben, daß es für mich noch eine große Aufgabe im Leben geben wird: Ihnen eine zweite Mutter zu werden. Ich bin wohl schon auf dem Wege dazu, denn seit heute verstehe ich Sie ganz, mein Lieber!“

Selbst der fast taube Freiherr spürt, ohne die Worte zu verstehen, das Schicksal dieser Szene. Seine Frau blickt der hinausgehenden Schwester liebevoll nach. Arme, stolze, wundervolle Annette! denkt sie. Und Schücking sitzt traumverloren in einem Sessel neben dem harzigen Weihnachtsbaum und sinnt und sinnt — — —

An diesem Weihnachtsabend des Jahres 1841, da Annette von Droste-Hülshoff die große Liebe und ihre Entsagung zugleich fand, beginnt jene einzigartige Freundschaft zwischen ihr und Schücking. Jene Freundschaft, die Annettes seltenes Herz so reich machte, weil sie es ganz und ohne Gegengabe opferte.

Deutsche Weihnacht in Sizilien

Ein Wandererlebnis von Eugen Kusch

Das wollen bei uns daheim die Leute so oft nicht glauben, daß ein südlicher Winter mitunter nichts anderes bedeute als eine etwas abgeschwächte Ausgabe unseres deutschen. An der durch das Aetna-Massiv geschützten Südostküste Siziliens etwa mag es ja noch angehen, und wenn gelegentlich die Sonne scheint, kann man dort auch wirklich baden, wie hinternach alle schadenfroh erzählen, die um diese Zeit von Taormina zurückkommen. Aber wie sehr sie an regnerischen Tagen gefroren haben, darüber schweigen sie klugerweise. Und wie erst wäre es ihnen in den Bergen ergangen!

Was alle Beteiligte, auch die Einheimischen, diesen italienischen Winter so hart empfinden läßt, das ist das Fehlen der traulichen Kachelöfen, an deren Stelle es in jeder Behausung massive, den letzten Rest von Wärme abhaltende Steinfußböden gibt. Und beginnt es zu schneien, so müssen uns jene Henkeltöpfe mit den sacht glühenden Holzkohlen als die Kinderspielzeuge unter den Wärmespendern erscheinen. Männer und Frauen haben sie wie Markttaschen am Arm, wenn sie auf der Straße gehen, und legen sie auch nicht ab, wenn sie die Häuser betreten, so daß einem die Augen tränen vor Kohlendunst. Die Fruttivendola aber, die Fruchtverkäuferin, stellt sich dieses Kohlenkübelchen unter den ausladenden Rock und erzählt von einfältigen Konkurrentinnen, die dabei schon Feuer gefangen haben sollen. Ihr selbst passiert so etwas natürlich niemals ...

Unter solchen Umständen zogen wir am Morgen des 24. Dezember von Enna aus, dem Herzen Siziliens, und waren ein wenig begierig, was uns an diesem Tage alles widerfahren würde. Wir kamen zu Fuß — und zu Auto, wenn uns eines auf der Straße auflas — von Messina her; in Agrigent hatten wir wohl die Freude gehabt, die Griechentempel so erleben zu dürfen, wie Goethe sie uns vorgestellt, dafür aber auch den Kummer, daß von den erwarteten heimatlichen Geldsendungen keine einzige eingetroffen war. Und nun mußten wir für die Dauer des ganzen großen Marsches über die hohen Berge unter einfachsten wirtschaftlichen Voraussetzungen durchhalten — bis Palermo. So lag schon seit einigen Tagen über uns eine gedrückte Stimmung, die wohl an diesem Morgen, der eigentlich das schönste Fest ankündigte, ihren Höhepunkt erreichte ...

Wir sprachen zuerst überhaupt nichts auf dem Marsche. Gerade so, wie wenn wir gestritten hätten. Ein erster Sonnenstrahl brachte dann so etwas wie die Versöhnung. — Der Ausblick weitete sich auf eine im Halbrund ansteigende unwirklich wilde Szenerie. Dazu war nun immer in das Milchgrau der Berge irgendwo ein wanderndes Fleckchen Gold eingestreut. Wenn es für einen Augenblick warm wurde, heulte immer gleich ein toller Windstoß daher und verscheuchte alles wieder.

Gegen Mittag klopften wir an einer einsamen baufälligen Hütte an, die nur von einem guten alten Manne und einem in Hinblick auf ihn viel zu jung erscheinenden Hund bewohnt wurde. Der Felsboden war hier zu einer Andeutung von Garten aufgekratzt, und das Ganze machte den gleichen über alle Begriffe verlassenen Eindruck wie Einsiedlerhäuser alter Märchen. Der Alte bereitete uns mit zitternden Händen über schwelendem Herdfeuer aus ein paar Eiern, Brot und hartem Schafskäse ein einfaches Mahl, das uns schon um jener liebevollen Gebärde willen, mit der es gereicht wurde, gut mundete. Geld wies er mit einer traurigen Entrüstung zurück, als wenn wir ihn mit dieser Zumutung auf unschöne Art verkannt hätten ...

Dann liefen wir lange Stunden hindurch die korkzieherhaft gewundenen Wege — bergauf und bergab in schließlich verwirrendem Rhythmus. Irgendwann auf den Abend zu kamen wir an die Station Pirato; wir bissen nun schon die Zähne zusammen, aber wir wollten dennoch weiter. Da riefen uns von einer Kneipe aus ein paar Arbeiter freundlich an, und dieser geringe Anstoß genügte schon, daß wir weich wurden. Kaum hatte uns das gastliche Zimmer, da spürten wir schon, daß es an diesem Tage nicht mehr weitergehen würde. Ueberdies brachte uns jemand eine große bauchige Flasche selbstgebauten Weines, und den auszuschlagen hätte eine Beleidigung bedeutet.

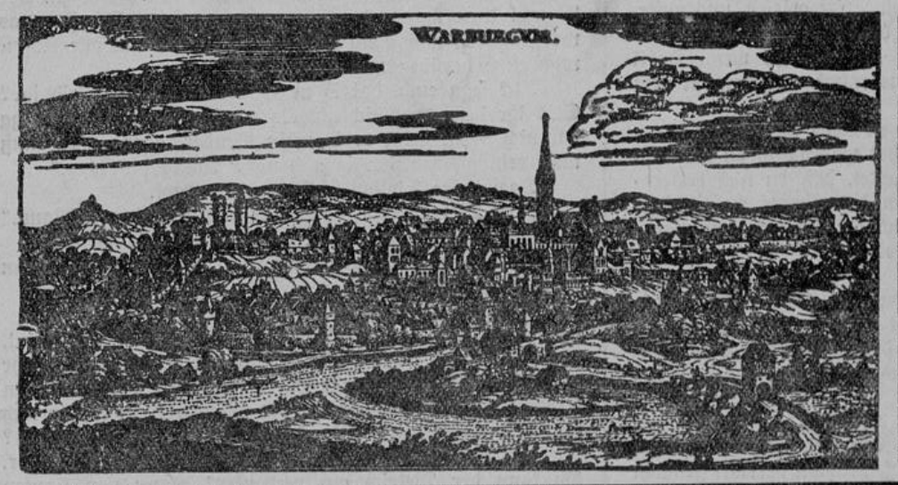
Wir sitzen also nun ganz unverhofft in diesem öden Nest (vielleicht haben wir heimlich ein besonderes Ereignis erhofft), und unsere Erzählungen malen gegen unsere sonstige Gewohnheit unsere augenblickliche Verfassung in den allerschwärzesten Farben. Die uns zuhören, machen Gesichter wie bestürzte Kinder; sie tuscheln leise miteinander, wie um zu einer festen Meinung über das Gehörte zu kommen.

Es vergeht einige Zeit, dann hupt draußen ein Auto. Das sei der Omnibus nach „unserem“ Leonforte, und wir sollten nur ruhig einsteigen, denn mit dem Wagenführer wäre besprochen, daß er uns frei mitnähme. Man hätte auch Unterkunft für uns besorgt. Kaum können wir uns bedanken, da sitzen wir schon mit weinheißen Köpfen im schütternden Wagen; kurz darauf taucht das waghalsig den Berg hinauf gestaffelte Leonforte auf — der Motor singt die höchsten Töne, und seine letzte Kraft droht jeden Augenblick abzureißen. Und dann kommt, so schnell, daß wir es lange nicht fassen können, das Weihnachtswunder — — —

Nach kurzem Weg in die Dunkelheit hinein treten wir in eine Stube, aus der uns Kerzenlicht und Tannengeruch entgegenschlagen, und eine tiefe deutsche Stimme heißt uns willkommen. Es ist eine solch unerwartete Wendung, daß wir zunächst nur schauen können, und wie wir dann wieder sprechen, überhasten wir uns in der Erregung übergroßer Freude. — Dies ist die Lösung: Ein in Staatsdiensten hierher verschlagener Südtiroler wurde zu unserem Gastgeber. Jemand von den Leuten in der Kneipe hatte ihn gekannt, und man war mit jenem Getuschel übereingekommen, daß er sich über unseren Besuch bestimmt freuen würde. Darum hatten sie für die Fahrt zusammengelegt — wir waren ganz beschämt, als wir den wahren Zusammenhang erfuhren.

Es wurde das eigenartigste und vielleicht auch schönste Weihnachtsfest, das wir alle jemals erlebten. Der Lichterbaum war zwar nur eine kleine krumme Pinie, wie wir später sahen, die Bäckereien hatte man alle „alla siciliana“ zubereitet. Aber was schadete das schon! Sie hatten für uns den höchsten Gleichniswert. Bis in die späte Nacht saßen wir beisammen, sangen deutsche Christnachtlieder und fanden mit dem Erzählen kein Ende. Am anderen Morgen sind wir in jeder Beziehung gestärkt weitergewandert, aber auch ein wenig kleinlaut über unseren Unmut am Weihnachtsmorgen.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 101 | 21. Dezember 1935 | 9. Jahrgang

Der Jungbauer vom Heidehof

Roman von Otfried von Hanstein. Urheb.-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bz. Dresden)

(16. Fortsetzung)

Wenzel Untermann war innerlich mächtig vergnügt! An das Moor glaubte er nicht. Um so besser! So ärgerte sich der Dietrich, und wenn der Salter, der Gauner, so dumm war und ihm das Papier ohne Geld zurückgab — noch besser. Zumal, wenn er jetzt noch auf dessen Kosten ein paar Wochen den dicken Wilhelm spielen konnte.

„Geben Sie mir erst schriftlich, daß Sie mir den Wechsel zurückgeben, dann komme ich mit nach Lüneburg.“

„Sollen Sie haben.“

Wenzel Untermann war wieder ganz nüchtern und las dreimal das durch, was ihm der Viehhändler aufgeschrieben, aber da war kein Zweifel. Eine Stunde später wunderten sich die Nachbarn in Gramsche, daß der Wenzel mit dem Salter zusammen in dessen Auto saß und ein ganz vergnügtes Gesicht machte.

„Also hat der Suffkopp seine Papiere doch noch mal prolongiert gekriegt. Und dabei ist ihm der Erbhof doch an der Nase vorbeigerutscht“, tuschelten sie. Dietrich Untermann war verwundert, als er am Abend mit dem Milchwagen den Brief des Anwalts erhielt.

„Herr Wenzel Untermann weigert sich, das Moorgebiet zu verkaufen, aber er wünscht, daß, um spätere Streitigkeiten zu vermeiden und weil er gehört hat, daß Sie beabsichtigen, das Moor urbar zu machen, eine Grenzteilung vorgenommen wird. Nur unter diesen Umständen kann er in eine Bearbeitung des Moores willigen.“

Dietrich lachte hell auf.

„Schafskopp! Den kenn ick! Der will noch mehr rausschinden! Gut! Wer nich will, der hat schon. Benedikt, schreib an das Katasteramt und laß die Grenze ziehen. Um so besser. Sparen wir uns fünftausend; denn bis wir die Hälfte kultiviert haben, hat der Lump sich totgesoffen, und du erbst.“

Benedikt hatte am Schreibtisch gesessen und war dabei, die Briefe an die Handwerker zu schreiben, die das große Haus für die ersten Insassen des Arbeitslagers durch Umbau eines Schuppens errichten sollten. Er hatte ein sehr ernstes Gesicht; denn der alte Hannes, mit dem er am Morgen hinausgegangen war, hatte nicht schweigen können und ihm wiedererzählt, was der Briefträger, der am Morgen mit dem Rade vorübergefahren war, ihm gesagt hatte von dem, was am Sonntag im Dorfkrug gewesen.

Einen hinausgeworfenen Professor hatten sie ihn genannt.

„Sage davon dem Bauer nichts, Hannes!“

„Dat will ick woll lassen! Wenn der Bauer dat hört, dann gibt's Mord und Totschlag, aber —“

„Ist schon gut, Alter.“

Benedikt fand an diesem Morgen kaum Sammlung zu seiner Arbeit. Daß die Bauern so dachten, nein, das hätte er niemals geglaubt. Wäre Benedikt Untermann sein Vater Dietrich gewesen, er hätte, wie der alte Hannes gefürchtet, mit beiden Fäusten dazwischengeschlagen, aber Benedikt dachte nach. Ganz richtig. Jetzt erst verstand er, warum an jenem Abend, als er mit dem Vater in der Bauernversammlung war, die Leute zu ihm so wortkarg waren. Das war nicht nur ihre gewöhnliche Art.

Um Benedikts Lippen lag schon wieder ein gütiges und begreifendes Lächeln. Ein Professor, der kurz, ehe er sein Amt antreten sollte, davonlief und Bauer wurde! So sah es doch aus, was er getan. Konnte er verlangen, daß diese da, die ja selbst zumeist nicht einmal in Erbhöfen saßen, die in ihrer Einfalt zu einem, der aus ihren Kreisen ein „Studierter“ wurde, mit einer gewissen scheuen Ehrfurcht emporsahen, seine Empfindungen nachfühlten?

Wie konnte er es ihnen verübeln, daß sie es glaubten, wenn man ihnen sagte: Der ist nicht freiwillig gegangen! Den haben sie fortgejagt! Und Onkel Wenzel? Der hatte eigentlich recht, ihn zu hassen. Dem hatte ja sein eigener Entschluß, den Hof zu nehmen, einen Strich durch die Rechnung gemacht. Anstatt zu zürnen, grübelte Benedikt jetzt darüber nach, ob es nicht möglich sei, dem Wenzel zu helfen und ihn auf bessere Füße zu stellen, damit auch er etwas begriffe von dem, was in ihm selbst vorgegangen.

Von all diesen Überlegungen, die im Kopf seines Sohnes vorgingen, hatte Dietrich keine Ahnung, der am Mitteltisch gesessen und die Zeitung studiert, dann aber den Brief des Anwaltes gelesen und darauf Benedikt angeredet hatte.

Der fuhr aus seinen Gedanken auf und sah den Vater zuerst etwas fremd an, bis er den Brief gelesen, und nickte.

„Was soll das heißen, daß du einfach nickst?"

„Ich denke, Vater, daß es nur gut ist, wenn Onkel Wenzel aus seinen Sorgen herauskommt, und wenn er dein Geld nicht braucht —"

„Is nur ein Zeichen, dat er ne neue Gemeinheit gegen mich vor hat. Der infame Kerl hat wahrhaftig an dat Erbhofgericht geschrieben und behauptet, daß du nich bauernfähig wärest. Da hab ick gestern den Herren Bescheid gesagt. Habe ihnen gesagt, wenn ick, der Dietrich Untermann, sage, der kann's, dann kann er es auch."

Er lachte laut auf.

„Das war gleich so eine Aufwäsche. Da war ich auch in Osnabrück auf dem Gericht. Hat doch der Lausebengel, der Ferdinand, es gewagt, zu sagen, daß ick nich richtig im Kopp bin und dat — na, da hab' ick ausgepackt und — der Deiwel hole die Swienerie."

Er schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Ist ja gerade, als ob der Swienehund, der Wenzel, auch die ganzen Bauern von Groß-Mühlau verrückt gemacht hätte."

„Ich habe es schon neulich auf der Versammlung in Gramsche gemerkt, daß sie mich meiden."

„Quatsch! Wir gehen unseren Weg und damit basta. Basta und Streusand drauf! Darum machen wir erst recht ne große Hochzeit, und wenn die Kerls mal ordentlich sich die Bäuche vollgefressen haben, dann sind die schon wieder vernünftig."

„Hoffentlich hast du recht."

Dietrich betrachtete seinen Sohn.

„Du, ich glaube, dir muß ich auch noch mal tüchtig den Kopf waschen. Ich bin gerade in der Stimmung."

„Mir? Aber warum, Vater?"

„Du machst dich ganz gut, aber — nee, ich bin gar nich mit dir zufrieden."

Dabei machte er ein Gesicht, daß Benedikt lächeln mußte.

„Was habe ich denn verbrochen?"

„Nicht mit der Arbeit. Nee! Aber läuft so ein Mensch rum, der in ein paar Tagen die Maria Schulten heiraten will! Donnerwetter, läßt du dir den Hafer verhageln, weil so ein paar Dämelacke, wie die da im Dorf, sich das Maul zerreißen? Glaubst du, ick weiß dat nich, dat der Stänkerfritze, der Wenzel, dahinter steckt und dat der olle Döskopp von Knecht dir das alles brühwarm wiedererzählt hat? Weißt du, wat ick an deiner Stelle getan hätte? Mit dem Knüppel wäre ich zwischen die Bande gefahren. Aber dazu bist du zu fein — und dann — komm mal her. Wat is dat mit der Maria? Hast du dat Mädel nu lieb oder nich?"

„Ich habe sie sehr lieb."

„Dat is wahr?"

„Ja, Vater."

„Ick habe nämlich in Osnabrück die olle Tante getroffen. Ick wollte eigentlich die Maria aufsuchen, aber dat habe ick dann nich getan."

„Warum denn nicht?"

Dietrich packte ihn an der Schulter.

„Dat Mädel heult alle Augenblicke. Und warum! Weil du ein oller Döskopp bist. Oder ein ganz schlechter Kerl. Is dat ne Brautschaft? Als ick mit der Josepha verlobt war, war ick in jeder freien Stunde bei ihr. Mit dem Schreiben, dat ging mir nicht von der Hand. War auch nich nötig. Und du? Du schreibst ihr, wat für Roggen du pflanzt und wat für Äpfelbäume. Als ob dat ne Braut interessierte. Da war ich ein anderer Kerl."

„Vater, ich kann das einfach nicht so von mir geben."

„Dat versteh ick nu nich, aber — du hast sie lieb?"

„Aber ja."

„Dann wird dir die Maria dat andere schon noch beibringen, aber ein Schafskopp bist du deswegen doch."

*

Während im Heidehofe alles seinen geregelten Gang ging — nur daß der alte Dietrich bisweilen eine krause Stirn zog und vor sich hinfluchte, was aber ganz gewiß auf keinen der Einwohner des Heidehofes gemünzt war —, ging es in Groß-Mühlau im Dorfkrug um so lärmender zu. Der Wenzel Untermann, der jetzt nicht nur seine Schulden los war, sondern auch Geld in der Hand hatte, kam alle Sonntagabende herüber und hielt große Reden.

„Ick segg euch, dat is ne Schweinerei! Wat seid ihr? Seid ihr denn wat Schlechteres als der Dietrich? Ick segg dat nich gern, denn er is mein Bruder, aber — da muß man rein glöwen, der is nich mehr richtig im Kopp."

Dorfschulze Stolten schüttelte den Kopf.

„Der Dietrich Untermann war immer ein braver Mann."

Wenzel hatte das Bein auf seinen Stuhl gestellt.

„Gewiß, war er, aber nu? Wat kann er dafür, wenn er kindisch wird?"

Nun stand er bereits auf dem Tisch.

„Jetzt hört mal an. Dat mit den Erbhöfen, dat is jut, aber — is denn dat etwa so, dat ein Erbhofbauer mehr is als ihr? Wat? Seid ihr wat Schlechteres, weil ihr keinen Erbhof habt? Und wie läuft der Dietrich rum! Is er nich wie ein geschwollener Pfau? Kommt er ins Wirtshaus? Nu hört mal. Wat is dat? Ich rede da gegen mich selber. Da kann der Dietrich gut verkaufen! Kann nen Haufen Geld nehmen und behaglich in der Stadt leben. Will dat auch! Überhaupt, hat er je wat anderes gewollt, als die Bäuerin? Hätte ruhig verkaufen dürfen, denn als er dat wollte, gab's noch kein Erbhofgesetz. Was tut er? Schickt den Mann mit dem guten Geld weg! Is so was erhört! Schickt als oller Mann einen guten Käufer weg und verlangt von seinen beiden Söhnen, dem Kapitän und dem feinen Kaufmann in Osnabrück, daß sie Bauern werden sollen, wat sie natürlich gar nich können. Is dat normal, wie dat ein vernünftiger Mensch macht? Un warum? Nee, ick segge dat nich, weil ich eigentlich den Hof haben müßte, wenn er nu mal Erbhof is. Ick segg dat nur, weil dat so ist. Da is ganz alleine der Jüngste dran schuld! Der rausgeschmissene Professor! Glaubt ihr etwa, dat ein Mensch, der solange auf Professor studiert hat un denn ne große Reise auf Staatskosten machen soll, wie dat in de Zeitung stand, dat der plötzlich lieber bauern will? I wo! Dat ist ein Studierter, un deswegen is er mit dem Kopp nich nur dem Alten über, sondern auch der Mutter. Jetzt werd ick euch mal dat ganze Ding erklären. Dat is so. Hat der Dietrich wat gewußt von nem Erbhof? Nee! Hat er damals nach Steinhude fahren und verkaufen wollen? Ja! Wer is da gerade am Tage, als er wegwollte, gekommen? Der Benedikt! Ick weiß dat alles von dem Gundlach, der den Hof kaufen wollte. Auf dem Bückeberg, da hat der Dietrich dagestanden wie ein Döskopp und hat nicht gewußt, wat hot un wat hü! Aber der Benedikt, der hat ihn gelotst! Da mußte er seinen Hof zum Erbhof erklären lassen. Und warum tat er dat? Weil er doch ganz bestimmt wußte, dat der Benedikt gar kein Interesse daran hatte. Der war doch Professor! Aber nee! Der Benedikt, der wußte es längst, dat er rausgeschmissen war. Weiß nich, weshalb, wird schon wat sein. Und der Benedikt, dat is ein Hinterhältiger. Der hat sich gesagt: Wie bringe ich dem Alten dat bei, daß dat ganze Geld für dat Studium zum Deibel is, und wie mache ick dat nu, dat ick meine beiden Brüder aus dem Erbe bringe und alles allein schlucke? Deshalb konnte der Alte den Erbhof nich schnell genug anmelden. Dat der Käpten un der Herr in Osnabrück nich wollten, dat wußte er von selber. Un dann? Als dann der Olle mit nem dicken Kopp dasaß un merkte, dat er den ganzen Erbhof nu mir geben mußte, da kam denn der Benedikt un machte den Märtyrer, der sich opfert! Herrgott, wat war dat für ein Opfer! So ne große Laufbahn als Professor hergeben, nur wegen nem ollen dreckigen Hof! Dat war ne Sache! Dat war vaterländisch! Da war der Olle gerührt wie Appelmus, un die Olle dazu. So war's. So hat sich der Benedikt in sein Erbe geschlichen un den Brüdern ihres weggenommen, der Halunke, der hinterlistige Schleicher!"

Irgend jemand rief dazwischen: „So redst du, weil du ihn nicht gekriegt hast, den Hof."

„Will ihn gar nich! Wat soll ick damit? Ick habe andere Sachen vor. Aber ick segg euch noch mehr. Ick segg euch, wer den Benedikt darauf gebracht hat. Wer sonst als dat hochmütige Ding, die Schulten-Maria. Ihr Vater hat Pleite gemacht. In der Stadt, da war sie wohl Dienstbote bei ner Tante. Die hat den Benedikt verrückt gemacht. Die hat ihn den Floh ins Ohr gesetzt un will nu Erbbäuerin werden. Die Schulten-Maria, draußen aus der verkommenen Halbbauernstelle. Wißt ihr, wat Erbhofbäuerin ist? Ihr seht's am Dieter, der niemanden mehr ansieht und den Kopp hoch trägt wie ne Giraffe. Dat wird jetzt hier die erste."

„Quatsch!"

„Kein Quatsch! Wenn ick an eurer Stelle wär, ick ginge nich zu der Hochzeit. Ick nich!"

Stolten war ärgerlich.

„Wat geht dat uns an, wat der Dieter macht?"

„Wat euch dat angeiht? Dat will ich euch auch seggen. Glaubt ihr, der verkrachte Professor wird so einfach Bauer sein? I wo! Der hat große Rosinen im Kopp. Der will die ganze Gegend umkrempeln. Dat große Venn muß in Ackerland umgemodelt werden. Ist schon ein Plan bei der Regierung. So ein Studierter, der hat ne ganz andere Schnauze als wir. Vorläufig hat der Dietrich auf des Sohnes Befehl — denn der is ja jetzt drüben der Herr — einen Haufen Arbeitsloser herangeholt. Die sollen anfangen, und dann? Dann kommt dat genau so wie da oben im Dithmarschen mit den Deichbauten. Dann heißt dat plötzlich, es is vaterländisches Interesse. Her mit euch Bauern! Wat gehen uns eure Äcker an! Ran an die Rampe! Torf stechen! Gräben ziehen! So kommt's."

„Dat wäre ja ...!"

(Fortsetzung folgt)

Flußtäufer unter dem Weihnachtsbaum.

Ein über 14 Meter hoher Weihnachtsbaum wurde kürzlich von den kanadischen Rocky Mountains nach Dunwigan am Peace River befördert. Dort findet zu Weihnachten auf einer großen Wiese vor der Stadt die Weihnachtstaufe einer kanadischen Sekte, der sogenannten „Flußtäufer", statt. Zum Fest behängt man den Weihnachtsbaum dort mit kleinen Gaben für die neuen Mitglieder der Sekte, zündet seine Lichter an und tauft sodann im Schatten des strahlenden Baumes die neuaufgenommenen Mitglieder der Sekte. Fürwahr eine merkwürdige Weihnachtsfeier!

Meersburger Weihnachts-Legende

Erzählt von Walter Persich

Ueber den winkligen Gassen des kleinen Schwabenstädtchens Meersburg mit seinen windschiefen Häusern und dem gewichtigen Tor schimmert in der blitzscharfen Luft des Winters von 1841 das verwitterte Schloß.

Auf der Meersburg gibt es heute fast noch weniger Geräusche als an anderen Tagen. Nur die Stiege knarrt unter einem schwebenden Schritt. Es ist die Droste, die kleine Schwägerin des Freiherrn. Sie eilt lustig in die Halle. „August!" flüstert sie ... „pscht! Alles fertig?"

Schon ist sie wieder hinausgehuscht und läuft über den Schloßhof zu Fasser, dem Türhüter, der sein Guckfenster aufsieht und ihr wortlos einige Pakete reicht. „Macht nur das Fenster zu, Fasser! Heute am Christabend wird doch niemand mehr sich melden — und wenn ich drinnen läuten lasse, wird Er mit Seiner Frau antreten, verstanden?"

Die Droste, gleich wieder im Schloß, ruft dem Diener zu: „Kerzen anzünden, August! Es ist soweit!" Als es geschehen, drückt sie dem Diener die Tischglocke in die Hand. Schon hat sie auf dem Tisch ihre Pakete ausgeschüttet und steht mit gefalteten Händen wie eine Heiligenfigur.

Erstaunt poltert der Freiherr die Treppe herab. Hinter ihm, im gebührenden Abstand mit neugierigen Augen, kommt Schücking. Annettes Schwester, eingeweiht in den heimlichen Plan, ordnet schnell noch selbst das Silber auf dem gedeckten Tische — und hinter des Hausherrn breitem Rücken stehen nun die Bedienten.

„Was ist", sagt Laßberg rauh, „welch ein Firlefanz ..." Doch bleibt ihm jedes weitere Wort in der Kehle stecken. Die schmeichelnde Stimme seiner Schwägerin Annette beginnt mit der Weihnachtsgeschichte. Das Leuchten über Annettes leicht geneigtem Haupte zwingt auch den poltrigen alten Freiherrn, die Hände zu falten, wie es seine Diener und seine Gattin taten, und selbst Schückings ironisches Lächeln verliert sich wie fortgewischt aus seinem Antlitz.

Nach einem kleinen Schweigen winkt Annette jeden einzelnen heran. Nun kommt es heraus, was sie in diesen Wochen so viel im Städtchen bei den Kaufleuten und Händlern zu tun hatte. Fasser bekommt eine wollene Jacke für seinen Torwalterdienst. Seine Frau knickst mit Tränen in den Augen, als Annette ihr ein schönes buntes Umschlagetuch reicht. Für August ist eine neue Pfeife da, für den Freiherrn ein seltenes Buch, das sie aus Stuttgart hat kommen lassen.

„Für Sie, Herr Schücking, dies! Ich habe meine Feder der ersten besten Gans an die Flügel gesteckt, meine blauen Strumpfe ausgezogen und ganz ordinärweg ein Paar Pantoffeln gestickt. Sie sollen Ihnen beweisen, daß ich nicht nur nutzlos Gedichte schreiben kann ..."

Lachend nimmt auch Schücking die Gabe: „Sogar mein Namenszug ist darin!" — „Zu Tisch!" unterbricht die Schloßherrin das Gespräch ...

Laßberg liest den Menschen mehr vom Munde ab, was sie sprechen, als daß er's hört. Er verzieht sein Gesicht zu einer Freundlichkeit: „Ja, ja, Schwägerin, so zwingen Sie mit Ihrem Kindersinn gar noch den früheren Fürstenbergischen Regierungsdirektor, die Weihnacht zu feiern ..."

„Heute hat Annette ganz gewonnen!" sagt ihre Schwester zärtlich. Sie drückt einen Kuß auf die edle Stirn ihres Lieblings. „Ich bin so froh, daß nun auch der Freiherr, sie ganz kennen und schätzen lernt!"

Laßberg lacht gemütlich: „Bei mir hat sie vom ersten Tage an gewonnen! Aber die Wette mit Schücking wird sie verlieren! Herr Bibliothekar, erzählten Sie nicht, Annette habe zugesagt, in einem Winter einen ganzen Gedichtband zu schreiben! Ja, ja, die Jugend besiegt man schwerer als das Alter!"

Schücking wird verlegen. In Annettes Wangen schießt plötzliche Röte. Sind die Worte des Alten nicht beinahe doppelsinnig?

„Oh, wenn es nur das ist!" lacht sie, Fassung erkämpfend. „Herr Schücking wird die Wette verlieren. Denn zwei Gedichte habe ich von gestern auf heute schon geschrieben."

„Das müssen wir hören!" ruft Schücking übermütig.

„Ich weiß nicht", will Annette ausweichen, „ob an diesem Abend ..."

„Doch!" drängt nun auch die Schwester. So nimmt Annette endlich aus ihrem Handtäschchen zwei beschriebene Blätter, und man lauscht ihrem zedämpften, zitternden Vortrag:

Sieh her, nicht eine Hand dir nur,
Ich reiche beide dir entgegen,
Zum Leiten auf verlor'ner Spur,
Zum Liebesspenden und zum Segen.
Nur ehre ihn, der angefacht
Das Lebenslicht an meiner Wiege,
Nimm mich, wie Gott mich hat gemacht,
Und leih mir keine fremden Züge!

Es ist ein langes Schweigen in der kleinen Runde, während die Kerzen verflackern. Schücking hat sich etwas von der inneren Bewegung Annettes mitgeteilt. Er muß wohl spüren, wie es um sie steht, wie sie seine tändelnden, spielerischen Bemühungen der letzten Wochen aufgenommen hat. Er, der junge, selbstsichere, weltgewandte Plauderer hat nicht eine Frau erobert — darum war es ihm zu tun —, eine Seele ist ihm ganz verfallen ...

„Nun, Herr Bibliothekar!" poltert der Freiherr fröhlich los. „Meine Schwägerin ist Ihnen eben doch überlegen — nicht allein, scheint mir, im Gedichtemachen. Auch aber ihre Erfahrung ist reifer als die Ihre ..."

Um irgend etwas zu sagen, erwidert Schücking verlegen: „Ich bekenne mich geschlagen! Die siebzehn Jahre, die ich jünger